

(Nachdruck verboten.)

2] Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Die Frau konnte sich nicht zu hohen Gedanken erheben, aber sie war rasch bei der Hand, das gelegentliche stumme Spiel, worin sie Ausdruck fanden, auf ihre Art auszuliegen. Das hätte sie doch nicht von ihm gedacht — nein, wirklich nicht, nein! „Es ist aber immer so, wenn 'ne rechtschaffene, praktische Frau über ihren Stand hinaus heiratet. Man muß sich unverschämt und respektwidrig behandeln lassen! Unverschämt und respektwidrig, noch dazu von einem, der auf der Welt nichts thut und für jeden Quark verpflichtet ist. O, es ist widerlich, es ist haarsträubend!“

In solchen Ausbrüchen suchte ihre Eifersucht ihn seiner Armut wegen zu höhnen und seiner Trägheit wegen zu schmähen, um ihn die ausgesprochene Bevorzugung des Knaben entgelten zu lassen. Er konnte es mit Geduld hinnehmen, wenn sie allein waren, in Gegenwart Philipps war es ihm aber Gift und Galle — da traf's ihn wie Kluten- und Geißelhiebe.

„Geh, mein Junge, geh!“ sagte er dann wohl in kläglichem Ton und suchte ihn aus der Stube zu drängen.

„Nein!“ schrie die Frau. „Bleib hier und sieh, was für ein Mann Dein Vater ist.“

Und der Vater murmelte in sich hinein: „Dann wird er auch sehen, was für eine Frau seine Mutter ist.“

Wenn sie aber die beiden so festgehalten hatte und der Knabe sie anhören mußte, ließ der Mann den Kopf auf den Tisch sinken und brach in Schluchzen und Thränen aus. Da veränderte die Frau plötzlich den Ton, schlang die Arme um ihn, küßte ihn und weinte an seinem Halse. Er vermochte sich weder ihrer Schimpfreden noch ihrer Liebfosungen zu erwehren, weil er sie trotz allem noch liebte. Darin lag das eigentliche Grundübel. Ohne die Liebe, die er für sie noch im Herzen trug, hätte er sie von sich abschütteln und wieder sein eigener Herr werden können. Er aber machte Frieden mit ihr und erwiderte ihre Küsse, und beide küßten sie dann den Knaben und waren zärtlich, selbst heiter.

Philipp war noch ein Kind, aber er sah das Verhältnis seiner Eltern zu einander, und auf seine Weise begriff er alles. Er liebte den Vater mehr, aber er haßte die Mutter nicht. Sie war gegen ihn fast immer zärtlich, obschon eifersüchtig auf des Vaters größere Liebe und Sorge für ihn und manchmal nur aus diesem Grunde gereizt. Allein die häufigen Streitigkeiten zwischen ihnen trafen ihn schlimmer als Schläge, die doch nur an seinem Leibe Narben zurückgelassen hätten. Er schlief in einem Bettchen in derselben Stube mit ihnen und zog sich des Nachts die Bettdecke über den Kopf mit einem Gefühle von Furcht und körperlichem Schmerz.

Als Philipp sechs Jahre alt war, lag der Vater an seiner letzten Krankheit darnieder. Die Frau hatte sich damals der Trunksucht ergeben und war von Stufe zu Stufe herabgesunken, bis zu völliger Verworfenheit. Es sprach wohl einiges zur ihrer Entschuldigung. Sie hatte beim Glücksspiel des Lebens den kürzeren gezogen und da Schmach geerntet, wo sie Bewunderung erwartet hatte. Eitel und unfähig, Unglück zu ertragen, fehlte es ihr an einer tiefen Quelle der Liebe, aus der sie hätte schöpfen können, als der Brunnen ihres Stolzes ausgetrocknet war. Wenn ihr Mann sie ein wenig bemitleidet hätte, würde alles leichter gegangen sein. Er hatte sie aber nur geliebt und sich ihrer geschämt. Und jetzt, auf seinem Sterbelager, versiegte die Liebe und die Scham wurde zu Furcht und Grauen.

Er schlief nachts nur wenig und so oft er die Augen schloß, murmelten ihm höhnische und vorwurfsvolle Stimmen beständig ins Ohr.

„Dein Sohn!“ riefen sie. „Was wird aus ihm werden? Deine Träume — Deine hochfliegenden Träume — Deemster! Ballawhaine! Und Gott weiß was! Du mußt nun den Knaben verlassen — wer aber wird ihn erziehen? Die Mutter? Stell' Dir das vor!“

Endlich fiel ein blasser Hoffnungsstrahl in das Dunkel seiner schlaflos ringenden Seele und machte ihn fast glücklich. „Ich will mit dem Knaben sprechen“, dachte er. „Ich will ihm meine Geschichte erzählen, ihm nichts verbergen, ihm

auch von meinem Vater erzählen — Gott hab' ihn selig, den trohigen alten Mann, der so streng war und doch gerecht.“

Eine Gelegenheit bot sich bald dar. Es war spät in der Nacht, schon sehr spät. Die Frau schlief irgendwo unten ihren Rausch aus, und der Knabe, der in kindlicher Unschuld und Unwissenheit nicht ahnte, wie feierlich der Augenblick war machte sich mit geschäftigem Eifer in der Stube zu schaffen weil er wußte, daß er längst zu Bett sein sollte.

„Bin ausgeblieben, Dich zu pflegen, Vater,“ sagte der Knabe.

Der Vater antwortete mit einem Seufzer.

„Wenn Du was Besonderes brauchst, so rufe mich nur. Hörst Du wohl, Vater?“

Und fort wie der Blitz war der Kleine. Doch gleich darauf kam er, wie der erste Morgenstrahl, wieder hervorgehossen. Er trug mit unsicherer Hand einen Aufguß von Mohn und Kamillen, der als Waschung verschrieben worden war.

„Mohnköpfe, Vater! Mohnköpfe sind gut, glaube mir, Vater.“

„Warum bist Du nicht im Bette, mein Kind?“ fragte der Vater. „Du mußt ja doch müde sein.“

„Nein, bin nicht müde, Vater. Ich fühle mich wohl etwas müde, da roch ich mir an die Mohnköpfe, und weg war alle Müdigkeit bis wo der Pfeffer wächst. Ja, Mohnköpfe sind gut.“

Der kleine Blondkopf glitt wieder hinweg; der Vater rief ihn aber zurück.

„Komm her, lieber Junge.“

Der Kleine trat wieder ans Bett und der Vater fuhr ihm mit den Fingern durch das lange glänzende Haar. „Glaubst Du, Philipp, Dich nach zwanzig, dreißig, vierzig Jahren, wenn Du ein großer Mann bist — ja, ein großer Mann, Kleiner — glaubst Du Dich dann noch an das erinnern zu können, was ich Dir jetzt sagen werde?“

„Et gewiß, Vater, wenn's was Wichtiges ist und Du mich nicht selbst daran erinnern kannst. Stannst Du nicht, Vater?“

Der Vater schüttelte den Kopf. „Ich werde dann nicht mehr hier sein, mein Junge, ich gehe ja fort . . .“

„Fort, Vater, fort? Kann ich mitgehen?“

„Ach, ich wünschte, Du könntest es, mein Junge. Ja, wahrlich, ich wünschte fast, daß Du's könntest.“

„Nun, so nimmst Du mich mit! O, wie froh ich bin, Vater!“ Der Knabe fing an im Zimmer herumzuspringen und zu tanzen und auf allen vieren, wie ein Frosch, auf dem Boden nach der Thür zu hüpfen.

Der Vater fiel mit leuchtender Brust auf die Kissen zurück. Vergebens, vergebens! Was nützte es auch, es ihm zu sagen? Vor dem Kinde lag das Leben, vor ihm der Tod. Sie standen nicht auf gleichem Boden, sie sprachen verschiedene Sprachen. Und wie sollte er's übers Herz bringen, den unschuldigen Knaben in sein zerstücktes, beslecktes und mit Narben bedecktes Innere sehen zu lassen.

„Du verstehst mich nicht, Philipp. Ich meine, daß es mit mir zu Ende geht. Ja, Herzensjunge, und nur zu gern würde ich sterben, wenn ich Dich nicht zurücklassen müßte. Ich habe mein Leben vergeudet, Philipp. Wenn man später vor Dir von Deinem Vater spricht, wirst Du Dich seiner schämen. Vielleicht erinnerst Du Dich aber dann, daß er, trotz alledem, Dir ein guter Vater gewesen ist; wenigstens hat er Dich zärtlich geliebt. Kömst' ich nur hoffen, daß, wenn ich tot bin, Du meinen Namen wieder zu Ehren brächtest. Willst Du das, Philipp? Nein, weine nicht, Liebling. Hier, hier, küsse mich — so! Wir wollen nicht weiter davon sprechen. Auch ist's ja vielleicht nicht wahr, obschon es Vater gesagt hat. Ja, ja — vielleicht doch nicht. Und nun zieh Dich aus und krieche hinein in Dein Bett, ehe die Mutter kommt. Sieh, dort liegt Dein Nachthemd unten auf dem Bettchen. Fehlen Knöpfe daran — wirklich? Gleichviel . . . nur hinein . . . so, mein guter Junge.“

Unmöglich, unmöglich! Vielleicht auch nicht bonndten. Und doch, wer kann's wissen. So jung der Knabe auch war, konnte er doch vielleicht das, was er gesehen und gehört hatte, nicht vergessen. Eines Tags bekam es dann wohl auch seine Bedeutung für ihn. So tröstete sich der Vater. Und

die Erinnerung an das freischwärmende Gezünte, das ihn so oft wie mit glühenden Eisen gepeinigt hatte, an jene verächtlichen Szenen, blutete wieder und erleichterte ihm das Sterben.

Inzwischen lag der Knabe, gegen sein Schluchzen ankämpfend, im Bettchen. Als er sich schon halb in die Nebel des Traumlandes verloren hatte, fuhr er plötzlich wieder empor und rief: „Gute Nacht, Vater!“ und der Vater antwortete: „Gute Nacht!“

Gegen drei Uhr des nächsten Morgens gab es im Hause große Bewegung. Die Magd stürzte die Treppe hinab und wieder hinauf; die Frau lief händeringend in der Krankenküche umher und jammerte ganz verwirrt, als ob der Gedanke sie plötzlich überfallen hätte: „Ach, stirbt er denn wirklich? Warum hat mir das niemand früher gesagt?“

Die Augen des sterbenden Mannes waren auf die Wiege gerichtet — „Philipp“ — stammelte er. Sie hoben den Kleinen aus seinem Bett und legten ihn im Nachtkleidchen an die Seite des Vaters; und der Vater langte nach ihm und nahm den noch halb schlafenden und gähnenden Knaben in seine Arme. Die Mutter hatte sich von der Befäubung des ersten Schreckens erholt, sie brach in heftiges Weinen aus, warf sich dem Manne an die Brust und bedeckte ihn mit Küffen.

Aber diesmal erwiderte er die Küsse nicht. Der Gedanke an sie und den Knaben quälte ihn noch im Sterben. Manchmal lachte er etwas von Philipp, leise, kaum bemerkbar und röchelnd; dann starrte er wieder seiner Frau mit versteintem Blick ins Gesicht und drückte den Kleinen noch fester an sich, als ob er ihn nicht hergeben wollte. Die dunkle Stunde kam, und noch immer hielt er den Knaben fest in den Armen. Endlich mußte man ihn gewaltsam aus der Umarmung des Toten befreien.

Die Finsternis der Nacht war inzwischen gewichen, der neue Tag dämmerte herauf; die Sperlinge auf den Dächern zwitscherten und das Meer bespülte mit seinen Wellen — es war Ebbezeit — weit draußen den Uferland der Bucht, daß es klang wie das Flügeltrauschen eines erwachenden Krähenchwärms. Philipp erinnerte sich später, wie seine Mutter weinte und schrie und er sich davor fürchtete; daß man ihn anzog, ihn hinunterführte, und sie dann alle zusammen beim Frühstück saßen, während die Sonne durch die geschlossenen Fensterläden fiel.

Die Mutter lebte nicht lange genug, um die Zukunft ihres Sohnes zu gefährden. Sie verfiel immer mehr der Trunksucht, blieb von Anfang bis Ende der Woche zu Hause, sah wie ein Zammerbild am Kamin und trank und trank. Ihre Unmäßigkeit hatte Bahndorstellungen zur Folge. Sie sah fortwährend Gespenster. Um denen aus dem Wege zu gehen, die im Sterbezimmer ihres Mannes hausten, hatte sie sich in der Wohnstube ein Bett herrichten lassen, und eines Morgens fand man sie neben dem Bett tot auf dem Fußboden ausgestreckt.

Darauf kam die Base des Vaters, von Philipp nur Tante Nan^{*)} genannt, nach Vallure, um den Knaben zu erziehen. Philipps Vater war immer ihr Lieblingsvetter gewesen und, so lange er lebte, ihr Halbgott geliebt, trotz allem, was geschehen war. Eine tiefe, geheime Bärtlichkeit, Schwärmern, und sich ihrer selbst kaum bewußt, hatte während der ganzen Zeit seines elenden Zusammenlebens mit Mora im Hintergrunde ihres Herzens versteckt gelegen. Nach dem Tode des alten Deemsters hatte ihr anderer Vetter, Peter, geheiratet und sie aus dem Hause verdrängt. Sie gehörte aber von jeher zu den Waldpflanzen, die, wie man sagt, am stärksten und süßesten duften, nachdem sie zerdrückt und zertritten worden sind. Philipps Vater war ihr Held und ihre einzige Liebe gewesen, und Philipp war der Sohn seines Vaters.

III.

Der kleine Krausköpfige Pete^{**)} mit den breitgetretenen nackten Füßen, dem zerzausten schwarzen Haar, der kurzen Jacke, die, wie eine Weste mit Aermeln, nur halb den Rücken herabreichte und dem Loch hinten in den Hosen war Peter Quilliam, der natürliche Sohn Peter Christians. Zur Zeit, da dieser allzu strenge Ehrenmann das Thun und Treiben seines Bruders in Vallure erspähen wollte, hielt er es für günstig, aus der Gede, die sich vor der nächstliegenden Strohhütte befand, einen Beobachtungsposten zu machen. Zwei Menschen lebten in dieser Hütte, Vater und Tochter, Tom

Quilliam, gemeinhin der schwarze Tom genannt, und Bridget^{*)} Quilliam, die den Namen Bridget Tom erhielt.

Der Mann war ein kurzer plumper Kerl mit ungeheurem Kopf und einem großen, offenstehenden Munde, dessen abgebrochene Zähne vom Tabakkauen schwarz geworden waren. Das Mädchen war dem allgemeinen Urteil und Rufe nach ein Tolpatsch, eine große, einfältige, hübsche, behäbige, leichtlebige Dirne. Der schwarze Tom war Strohdeder und durchwanderte in Ausübung seines Berufs die ganze Insel, mit einem Strohhute auf dem Kopfe, durch dessen Löcher seine Haare herausstachen. Dies hielt ihn tagelang von seiner Wohnung entfernt, was Peter Christian Gelegenheit bot, seinen Gelüsten nachzugehen, während er die Sittlichkeit seines Bruders verdächtigte.

Als das Kind geboren war, suchte weder der Strohdeder noch seine Tochter ihm einen Vater zu geben. Peter Christian zahlte dem einen zwanzig, der andern achtzig Pfund in Mantischen Banknoten. Die Burschen besudelten ihre Thür, zum Zeichen, daß das Haus entehrt worden sei, und damit war die Sache abgethan.

Das Mädchen ertrug still die verhängte Kirchenbuße; nur eine Bemerkung äußerte sie dabei. Sie hatte sich nämlich das Betttuch, worin sie in der Kirche erscheinen mußte, von Miß Christian von Ballawhaine geborgt, und als sie es zurückbrachte, glaubte die hilfreiche Dame in ihrer Seelengüte, sie dürfe die Gelegenheit nicht unbenuzt vorüber gehen lassen.

„Ich möchte wohl wissen, Bridget,“ sagte sie ernst, „was Du gedacht hast, als Du letzten Sonntag früh mit Bella und Lisa vor der Gemeinde standest.“ — Zwei andre Magdalenen hatten neben ihr Buße gethan.

„Ach, Mistreß,“ sagte das Mädchen, „ich dachte, daß keine von ihnen ein Betttuch um hätte, das so weiß wäre wie meins. Ich würde mich geschämt haben, mich in einem, wie dem ihrigen, sehen zu lassen.“

Bridget mag ein Tolpatsch gewesen sein; sie that aber zweierlei, was durchaus nicht dumm war. Sie steckte die achtzig schmierigen Banknoten in einen alten Strumpf, den sie in ihr Bettzeug einnähte, und ließ ihren Kleinen auf den Namen Peter taufen. Das Geld sollte dem Kinde erhalten bleiben, falls sie nicht lang genug lebte, um es aufziehen zu können, und mit dem Namen wollte sie auf ihre Art ausdrücken, daß der Sohn eines Mannes immer sein Sohn bleibe, trotz Gesetz und Teufel.

Sie erhielt sich und ihr Kind, indem sie auf dem Felde für Tagelohn arbeitete, Unkraut ansätete, Kartoffeln steckte und für sechs Pence an trocknen Tagen und vier Pence bei jedem Wetter hinter den Schnittern herging. Sie hätte dem Erben von Ballawhaine wohl mit Forderungen zusehen können, doch that sie es nie. Dieser hatte inzwischen seinen Besitz angetreten, hatte sich als Mitglied für Ramsay ins Haus der Steys^{**)} wählen lassen, hatte Neshy Laubman, die Tochter des reichen Brauers, geheiratet und war Vater eines andren Sohnes geworden. So sah es in dem großen Hause unten im Thale aus, während oben in der mit Stroh gedeckten Hütte am Tränktrog Bridget mit dem kleinen Pete von Kartoffeln, Heringen und Mehlbrei lebte.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Nebenan im Garten singt die Nachtigall. Früher im Jahre als sonst ist sie gekommen. Am Tage verblaßt ihr Singen vor dem Gezwitze der andren Vögel und dem Geräusch des Wachsens. Die Nacht aber beherischt sie. Auf niedrigen Zweig, kaum höher als der Mensch, sitzt sie im mondbeuteten Gebüsch und spinn ihre Lieder, die kleinen Lieder ihrer garten Vogelliebe. Wie reich sie ist im Erfinden und Steigern! Die leidenschaftlichen Kontraste des Daseins singt sie, Begehrt und Sehnsucht, Jörn und Hingebung, Glück und Enttägung, himmelhochjauchend, zu Tode betrübt. Ein paar Takte dringen aus dem Dunkel, verlorene, tastende, scheue, zupende Töne, als gelte es sich erst zu gewöhnen an der eignen Stimme Gewalt. Dann rinnt wieder das aufgeschenkte Schweigen der Nacht, unhörbar atmend. Jetzt derbe, lodende, fast schrill zwitschernde Bedruse, die ebenso jäh in der Nacht verschwinden, wie sie aufgetaucht sind. Endlos scheint die Pause, gedoppelt das Schweigen, und das Dunkel ist erfüllt wie von verborgenen

^{*)} Umbildungsform von Brigit (Brigitte).

^{**)} Vierundzwanzig Reichs- oder Volksvertreter üben die gesetzgebende Gewalt auf der Insel Man; sie ergänzen sich durch Selbstwahl aus den größten Gütebesitzern.

^{*)} Anna.

^{**)} Abkürzung von Peter, Piet auszusprechen.

Wundern. Und nun erhebt sich ein leises, weiches Trillern, das anschwillt und übergeht in jenes selig klagende Flötenlied, in dem die Seele der Nacht blutet.

Jede Nacht, wenn ich heimkehre, raste ich an dem morschen Holzgatter, das den Hain der Nachtigall umhegt, und lausche, lange, lange. All' meine grübelnden Menschenorgen sind vergessen, der struppige Hochmut meines gelehrten Wissens verloren, die ganze Welt dieser mühselig gekämmerten Kultur versunken. Es giebt keine Städte mehr, keine fauchenden Eisenbahnen und stampfenden Maschinen. Man hat weder Amerika entdeckt noch die drahtlose Telegraphie erfunden. Es giebt keine Könige und keine Sklaven, keine Arbeit und keinen Hunger, weder Paragraphen noch Aktien, und nicht einmal Gerichtsvollzieher und Agrarier. Wie vor Jahrtausenden lauscht ein fühlender Mensch der kleinen Nachtigall im Gezweig, unter der Weite des blauen Himmels, in dem der Mond schwimmt, und er staunt über die tröstende Offenbarung, daß er trotz aller Kulturfortschritte noch vom Nachtigallenlied bezaubert werden kann. Ich schenke Euch diese ganze Erde samt allem Zubehör von Rarität und genialem Fürwitz — laßt mir nur im Gezweig der Nacht die Nachtigall.

Viel Wollust mit sich bringt
Die frühlich Sommerzeit,
Im grünen Wald jetzt singet
Wiederum vor Freundschaft
Ohn' Unterlaß mit hellem Schall
Aus ihrem Halslein art
Sehr schön und fein Frau Nachtigall,
Kein Müß' noch Fleiß sie spart.

Des Nachts, wenn ist süßlicher
All' anderer Vöglein G'iang,
So jähwinkt sie ihr Gefieder
Und fängt mit lautem Klang
Wald auf das neu recht an zu schrein,
Bis das anbricht der Tag;
Ihr wunderschöne Melodein
Kein Mensch beschreiben mag.

Mit ihrem schönen Singen
Bewegt sie manchem sein Herz,
Daß er vor Freud' mücht springen,
Das sag ich ohn' allen Scherz,
Unter allen Waldbögeln,
Sie sein groß oder klein,
Ihr keines gleich thut sein,
Der Ruhm bleibet ihr allein.

Ihr schöne Stimme und Weise
Man ehren thut überall,
Drum ich sie jetzt auch preise
Die edle Nachtigall;
Mit lieblichem und süßem Ton
Bringt sie all' Sachen für,
Ihr seltsam G'dicht sie ziert ganz schön
Auf dieser Erden hier.

So hat ein alter ehrbarer deutscher Volkspoeet ohne viel schwächenden Nervenüberschwang sanfter und holzschnittderb der Nachtigall gebuhldigt; aber trotz der ungelenten Gefühlsprache — zweifelt jemand daran, daß der Mann sich recht herzlich über die edle Nachtigall und ihre Sachen gekrennt hat? O Christoforus Demantius, der du zu Nürnberg 1695 in deine Neuen Teutschen Weltlichen Lieder dies Nachtigallenlob aufgenommen, sei gegrüßt als Zeuge, daß auch Ihr Menschen waret!

Große Verdienste hat seit jeher die Nachtigall als Postmeisterin, als Botin der Liebe:

Du bist ein kleines Waldbögeln,
Ich wollt, du solst mein Vöte sein.

Ich wollt du solst mein Vöte sein
Und fahren zu der Herzzliebsten mein!

Ein goldenes Ringlein bringt sie gleich mit:

Frau Nachtigall schwang ihr Gefieder auf,
Sie schwang sich für eins Burgers Haus.
Da sie kam für des Burgers Haus,
Da lugt braun's Maidlein zum Fenster aus.

„Gott grüß' euch, Jungfrau, hübsch und fein,
Da schenk' ich euch ein Ringlein.“

Aber es scheint, als ob Frau Nachtigall — neugierig, wie die Frauen in früherer Zeit nun einmal gewesen sein sollen — es mit dem Briefgeheimnis nicht sonderlich ernst genommen hat. Sie las die Bottschaften der Minne, und was sie da erkundete, sagte sie in ihre Lieder. Daher wir denn heute noch die ganze Liebe, die in Jahrtausenden geliebt worden ist, in ihrem Gesang vernehmlich hören; ihre Lieder sind die tönende Schatzkammer, in der die Weltgeschichte der Liebesgeheimnisse wider Jugend aufbewahrt ist.

Heimliche Liebe, die ihr Blick nicht auf der Gasse singen lassen wollte, fürchtete in der Nachtigall die Verräterin. In einem wunderholden niederländischen Volkslied wird dargestellt, wie die Liebenden die Nachtigall binden, um sie am verrätenden Singen zu verhindern:

Der Baumgarl'n ist verschlossen
Und niemand kann hinein,
Als nur die stolze Nachtigall
Die fliegt von oben hinein.

Ich will dir, Vöglein, binden
Dein Haupt an deinem Fuß,
Daß du nicht mehr launst plaudern,
Was zwei Sätzliebchen thun!

„Hast du mich auch gebunden,
Kein Herz ist doch gesund:
Ich kann noch immer plaudern,
Was zwei Sätzliebchen thun.“

Die Nachtigall jedoch ist nicht nur Botin und Ränderin der Liebe, sie warnt auch treulich die Mädchen leichtfertigen Schwüren zu trauen, und sie selbst rühmt sich dann als eine unbezwingbare Widerpenfuge:

Nä Nachtigall, kein Vögelein,
Wollt ihr euer Zung' bezwingen?
Ich würd' all eure Federlein
Mit Goldbraut lassen überwinden!

Aber die Nachtigall wehrt den lodenden Landsknecht ab:

Was frag' ich nach dem roten Gold,
Oder nach eurer losen Minne?
Ich bin ein klein wild Vögelein,
Kein Mann kann mich bezwingen.

Darauf der Landsknecht:

Seid ihr ein klein wild Vögelein,
Kann euch kein Mann bezwingen,
So zwingt euch der Hagel, der kalte Schnee
Der Läufer von der Linden.

Die Nachtigall erwidert hochgemut:

Zwingt mich der Hagel, der kalte Schnee
Der Läufer von der Linden.
Alsdann so scheint die Sonne schön,
So werd' ich wieder fliegen. . .

So singt die Nachtigall im Volkslied durch die Zeiten und Lande. Heute ist der Vogel ja wohl, wie auch die gemeine Sache, die man Frühling nennt, altmodisch geworden. Die Berliner kennen zwar alle den kleinen Cohn als lustigen Ehemann, aber eine leibhaftige Nachtigall haben nur die wenigsten singen gehört. Ich glaube, es wird kluge, aufgeklärte Berliner Kinder geben, die an die Nachtigall nicht glauben, sie für ein Märchengebilde halten, wie Hexen und Gespenster. Ja, wer heute noch von Nachtigallengesang schwärmt, gerät in die Gefahr, mit dem lyrisch strebenden Grafen Posadowsky verwechselt zu werden, der den Zolltarif (einschließlich des Nicotinsöls und sonstiger Entnahmsmittel) als ein Marmorbild vergöttert und empfindungsvoll von poetischen Hirtenknaben schwärmt, wo die strenge Socialforschung düster anklagend nur Hütelieder zu sehen vermag. Indessen die Nachtigall singt noch immer frei über all' dem Glend der Gesellschaft, sie hat ein Giland der Gefühlsbildung zu uns armen Hörigen von Handel und Industrie hinübergerettet, und wenn ich das Unglück hätte, ein großer Rüst zu sein und ewige Worte monarchischer Leutseligkeit und Volksfreundlichkeit prägen zu müssen, so würde ich den Anspruch wagen: Ich will nicht eher ruhen, bis nicht jeder Mensch in seinem Garten die Nachtigall singen hört und ihr Singen — versteht. —

Joe,

Kleines Feuilleton.

— „Maiblätter“. Ich trage einen lieben Traum mit mir herum: Daß einmal im Jahre die lechzende Lebensbejahung, der Lebenshunger, der uns alle treibt, ausschlagen möge in reiner, hoher Liebe, eine Flammeinsäule, die hergeht vor dem Heere; den Schwachen zum Trost, den Starcken zur Befriedigung, als Richtungszeichen denen, die da kommen werden. All' das Gute, Starke, Schöne, das unsre Bewegung hinaushebt über alle andre, mühte da zum Ausdruck kommen, in Wort und Bild: Einfach und klar, jedem verständlich, der nicht böswillig ist, vom Herzen kommend und zu Herzen gehend, in der Wirklichkeit stehend und doch hinauswachend über sie. Keine Ironie, keine bleckernen Phrasengebilde, kein Gezänke; weder laube Allegorien, noch gestelzte Symbolistereien. Und jeder mühte im Feiertagskleide kommen, der da mitthun wollte. So könnte wohl ein Maifestblatt ausschauen, und ich meine, es wäre ein guter Verlagsartikel. — Das ansprechendste Bild bringt diesmal „Der wahre Jacob“: „Bergebliche Mühe“. Den Artikel „Das religiöse Moment der Maifeier“ im „Deutschen Maifestblatt“ verunziert leider der Titel. Ein gutes Feuilleton bietet das Festblatt der österreichischen Genossen. Stephan Graßmann hat es geschrieben. Jahrelang ist er mitgelaufen im Rudel der Schreiber und Spötter, jetzt zeigt es sich auf einmal, daß er auch reine Töne in der Kehle hat. —

—s.

ag. Rund um die Mägdel. Kennt Ihr eigentlich die Mägdel, ihr Berliner? O ja, Ihr kennt sie, das heißt, ihr war't mal zum Kaffeeloch im Mägdelstöck, ihr seid dann auch ein Stückchen

Hinausgerudert, oder behaglich am Ufer entlang geschlendert, vielleicht auch noch weiter zum Küstfischsturm hinauf, aber die Müggel, ach nein, die kennt ihr doch nicht!

Die Müggel das ist nämlich doch noch was anderes, als ein Stückchen Wasserweg zwischen drei Kneipen, die Müggel hat ihre verschiedenen Wege, und ihre verschiedenen Gesichter und wer nicht jedes kennt, der kennt überhaupt keins.

Anderes ist die Müggel am Montag, wie am Sonntag, anders im Sturm, als wenn die Sonne lächelt, und ihre Ufer erst — da ist nicht eins, das dem andern gleicht. Aber daon wißt ihr spottwenig, ihr Berliner! Sonntags sind alle Wege und Stege voll. Da wimmelt und schwirrt es: durch die grünen Büsche leuchten helle Kleider. Die Rutschbahn fliegt, das Karussell dreht sich, in den Buden rollen die Würfel, die Flinten knallen, aus den Kneipen tönt das Klirren der Gläser, und über allem ein verhaltenes Lachen, ein Jubeln und Zanken: Welt, bist du schön in deiner lenzfröhen Herrlichkeit!

Und man wandert über die grünen Wiesen und pflückt Vergißmeinnicht und Heideblumen, und sieht hinaus auf den See, wo die Segel leuchten und die Boote fliegen. Die Kinder sammeln Muscheln am Strand und laufen den Schmetterlingen nach, die Großen liegen am grünen Hang und träumen hinein in den lauen Lenztag. Berlin mit deinem Luxus und deiner Pracht, mit all deinem eifigen Großstadttand, was bist du gegen den Müggelsee! Berlin mit deiner Lust und deinem Glanz, du verfinst! Der Wald rauscht und die Sonne lacht . . . Ist es auch nur für einen Lenztag, heute wollen wir lustig sein! Und immer heller wird das Lachen, und immer froher klingen die jubelnden Stimmen und die kleinen Nähdmädchen mit den blauen Baden lachen am allerlustigsten.

Das ist die Müggel am Sonntag, aber auch da nur am Westufer, wo die Kneipen liegen. Wenn man Mißbezahl im Rücken hat, ändert sich das Bild. Es beginnt die Müggel, die ihr nicht kennt, ihr Berliner, dahin, wo keine Kneipen liegen, verirrt sich euer Fuß ja nicht. Wenige Wanderer trifft man da, ab und zu ein verirrtes Liebespärchen, einen einsamen N Adler, auch einen Anderer, der das Boot ins Schilf zog und Raft macht am Strand, sonst niemand.

Aber schön ist es hier. Bis dicht an das Wasser schiebt sich der Wald, durch Erlenluch und Brombeerheden, durch ein Gewirr von grünen Laubengängen schlängelt sich der Pfad. Drüben am Westufer, wo die Wirtschaften liegen, lacht die Sonne auf weite Wiesen, hier im Süden weht grüne Dämmerung. Zitternd, verstoßen nur, bricht das Licht durch die Keste, wie auf weichem Sammet schreitet der Fuß. Und der Boden, der drüben an der andern Seite nur als niedriges Flachland sich dehnt, steigt hier steil empor. Das ist ein seltsam zerrissenes Land. Hügel und Wälle steigen auf, von Buschwerk verankert, mit Bäumen bewachsen. Wie Riesengräber liegen sie da, Hügelgräber aus grauer Vorzeit. Hier muß man wandern, wenn die Sonne sinkt und die Nacht aus dem Walde kommt. Dann spinnen die Rauber der Vergangenheit, dann wird das Boot auf dem See zum Einbaum des Wenden, die rote Sonnenglut hinter den Wällen zu einem lodernden Opferfeuer. Dann rauscht das Schilf gar wunderbare Weisen. Das Westufer gehört den Berlinern, das Südufer der Poestie. Aber das Nordufer gehört dem Sturm, es gehört dem Winde, der aus Südwesten pfeift. Am Nordufer breiten sich keine Wiesen, da spinnet der Wald keine grünen Laubengänge. Da fällt das Ufer in kahlen Dünen zum Wasser ab. Die kritzeligen Föhren hat der Wind zerzaust. Wie Windwurmläuber kriechen ihre entblößten Wurzeln aus dem regenverwaschenen Sand.

Und am Wasser kein Schilf, kein Rohr. Ueber das flache Ufer rollen die Wellen und brechen mit dumpfem Brausen am Strand.

Wenn Sonnenglut auf der Müggel brüht, blendet der gelbe Dünenrand; nüchtern und kahl liegen die Hänge, es ist ein beschwerliches Wandern durch den tiefen Sand. Man wird warm dabei. Aber das ist anders, wenn die Stürme brausen. Dann reden sich die verwetterten Föhren, als wären sie aus dem Schlaf erwacht. Auf dem Wasser tanzen weiße Klämme. Die Müggel tobt wie ein wildes Meer. Es ist als beläme sie Erinnerungen an ihre jahrtausend alte Vergangenheit. An jene Zeit, da sie noch wirklich Meer war und rings das weite Land bedeckte.

Und das Ostufer?

Von dem läßt sich wenig sagen, es ist nur Hintergrund, „Staffage“. Auf dem Ostufer liegen Rahnsdorf und die Rahnsdorfer Mühle. Da hat das moderne Leben seinen Sitz aufgeschlagen, da leuchten weiße Willen aus schmutzen Gärten, da giebt es auch Kneipen und folglich — Berliner. Aber die Müggel will nichts von ihnen wissen, sie umgürtet sich mit Sumpf und Wiese, und niemand kann an ihren Strand. —

Aus dem Tierleben.

Ik. Kiemenfuß und Kiefenfuß. Wenn im Frühjahr durch die Schneeschmelze und die warmen Regengüsse sich die Tümpel und Gräben füllen, die im Sommer bis zur völligen Dürre ausgetrocknet waren, dann entsteht in kurzer Zeit ein überaus lebhaftes Treiben in diesen kleinen Wasseransammlungen, die von den meisten Laun eines Blickes gewürdigt werden. Unter den Tieren dieser Tümpel und Gräben sind einige, die dem sommerlichen Austrocknen ihres Wohnortes vollkommen angepasst sind und überhaupt nur dann zahlreicher erscheinen, wenn im Sommer vorher die Austrocknung wirklich stattgefunden hat. Da der

Sommer des vergangenen Jahres dieser Bedingung in hervorragendem Maße entsprochen hat, so war es zu erwarten, daß die Frühjahrswasser-Ansammlungen heuer eine besonders auffallende Physiognomie bieten würden. In der That braucht man nur nach der Jungferneheide oder nach Finkenkrug sich zu begeben, um in den dortigen kleinen Waldgräben, zum Beispiel beim alten Finkenkrug, in großen Mengen den sogenannten Kiemenfuß zu beobachten. Es ist dies eine etwa zolllange Krebsart aus dem Geschlecht der Blattfüßer, die in der Gestalt etwas Ähnlichkeit mit dem gemeinen Wachsflötkrebs besitzt, jedoch durch einen langen Schwanz, zahlreiche stets in wellig-flimmernder Bewegung befindliche sogenannte Kiemenfüße und kurz gestielte Augen ausgezeichnet sind. Die Durchsichtigkeit des röllig und teilweise bläulich schimmernden Tieres trägt dazu bei, seinen Anblick zu einem auffallenden und ungewohnten zu machen. Noch auffallender aber mutet ein anderes Tier dieser Gräben an, das jedoch weit seltener ist und überhaupt nicht häufig auftritt, nämlich der Kiefenfuß. Er gehört dem gleichen Krebsgeschlecht an, besitzt jedoch eine große Rückenplatte, auf der vorn die beiden Augen sitzen, während hinten unter dem Schilde der schwanzartig verlängerte Körper hervorsticht. Auch hier sind unter dem Schilde zahlreiche, in Kiemen verwandelte Beinpaare in ständiger Atmungs-bewegung begriffen, die so lebhaft ist, daß einem beim Zusehen die „Augen übergehen“ können, wie ein früherer Beobachter sich einmal ausdrückte. Der Kiefenfuß ist erheblich größer als der Kiemenfuß und drei Centimeter lang und darüber. So schnell im Frühjahr diese Tiere erscheinen — in manchen Gegenden glaubten die Bauern früher und vielleicht noch jetzt, sie seien vom Himmel gefallen —, so schnell verschwinden sie auch wieder, denn das Leben der ausgewachsenen Exemplare ist kurz bemessen, in Anpassung an das ohnedies bald wieder erfolgende Austrocknen der Tümpel und Gräben. Dagegen sind die vorher abgelegten Eier als sogenannte Dauereier befähigt, das Austrocknen ohne jeden Schaden Jahre lang zu ertragen. Ja, sie können überhaupt erst dann wieder zur Entwicklung, wenn der betreffende Graben erst einmal ausgetrocknet war, während sie, wenn er ständig mit Wasser gefüllt bleibt, in ihrem Ruhestadium verharren. Folgt daher eine Reihe nasser Sommer aufeinander, so hat man jahrelang keine Gelegenheit, je etwas von diesen Tieren zu sehen, während sie nach einem dünnen Sommer im nächsten Frühjahr, wie gegenwärtig, plötzlich in großer Anzahl erscheinen. Der Kiefenfuß bleibt aber immer ein seltenes Tier, den selbst mancher Faunisten lebend nicht zu Gesicht bekommt. Mit seiner Schale macht der Krebs, von oben gesehen, den Eindruck einer kleinen Schildkröte und das Treiben des Kiemenfußes und Kiefenfußes im Aquarium zu beobachten, ist sehr fesselnd. Der Nutzen der Anpassung dieser Tiere an ihren eigentümlichen Wohnort ist nicht schwer zu erkennen, denn in Gräben und Tümpeln, die nur wenige Monate im Jahre Wasser enthalten, leben keine Fische, die in kurzer Zeit gründlich unter den geschilderten merkwürdigen Krebsen aufräumen würden. Sie sind in den Gräben also vor ihren schlimmsten Feinden sicher und helfen sich durch die weitere Anpassung der Dauereier auch über die wasserlose, die schreckliche Zeit hinweg. —

Humoristisches.

— Auch ein Mähigkeits-Apostel. Michel (spät nachts heimkommend, zu seiner Frau): „Schimpf net, Annamiel, daß i' a' bist an' Schwips hab'! Wir hab'n heut' an' Mähigkeitsverein 'gegründet, und da bin i' Vorstand wor'n!“ —

Moderne Anzeige: Gesucht ein psychologisch aus- und spiritistisch durchgebildeter Ueberleser — mit nachweisbarem Talent, den vorstprechenden Gästen Durst zu suggerieren. —

— Anzüglich. „... I' will net grob wer'n, Birgl — aber wenn i' mir so Dein' Schädel anschau' und mei' Prag'n, glaub' i' alleweil: die g'hör'n a' samm'l!“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Das große buchhändlerische Unternehmen W. Siythoffs in Leiden, die wichtigsten Handschriften der griechischen und römischen Litteratur in phototypischen Nachbildungen herauszugeben, ist bis zum siebenten Bande vorgeschritten. Dieser umfaßt in zwei Teilen die getreue Wiedergabe der beiden Codices Laurentiani Medicei 68 I und II, welche die Grundlage des Textes der beiden Hauptwerke des Tacitus, der Annales und der Historias bieten und für die textkritischen und paläographischen Studien von höchster Bedeutung sind. Der Preis der beiden Teile, die zusammen 432 Foliosseiten in Lichtdruck umfassen, beträgt 300 M. —

— Robert Erbens Oper „Enoch Arden“, Text von Vittorio di Dio, ist vom Deutschen Landes-Theater in Prag zur Aufführung angenommen worden. —

— Ludwig Knauts „Gänsebieb“ erzielte dieser Tage auf einer Berliner Auktion 15 000 M. —

— Das diesjährige Reichsstipendium für eine botanische Studienreise nach Java ist dem Privatdocenten der Berliner Universität Dr. Walter Basse verliehen worden. —